

Aus dem Vereinsleben

Sechs Personen suchen eine Heimat – und können sich nicht einigen. Der Laptop? Die Kindheit? Oder Stammheim? Das Protokoll einer gescheiterten Heimat-Vereinsgründung. Seite 3

Nibelungen in der Nacht

Was machen die Münchner Recken morgens halb drei in der Oranienburger Straße? Eine Kneipentour mit Volker, Etzel und Giselher durch den Regen der Stadt. Seiten 4 und 5

Provinz und Politik

Die Jury wollte sie dem Festival-Publikum nicht zumuten. Jetzt kommen die umstrittenen „Dresdner Weber“ doch – zu Claus Peymann ans Berliner Ensemble. Seite 7

tt festivalzeitung!

*das blatt zum theatertreffen
ausgabe drei 12. mai 2005*

Eine Kooperation der Berliner Festspiele, der Berliner Zeitung und der Universität der Künste Berlin
Gefördert durch die Kulturstiftung des Bundes und unterstützt durch die Allianz Kulturstiftung



MATTHIAS HORN



Berliner Festspiele

Berliner Zeitung

Universität der Künste Berlin

KULTURSTIFTUNG
DES
BUNDES

Allianz
Kulturstiftung



UDK

Nicht nur, weil Künste ohne Publikum nicht auskommen, benötigt eine Universität der Künste die Öffentlichkeit – als Spiegel oder Widerpart einerseits, andererseits als Partner, mit welchem in Dialog zu treten einer der großen Anliegen der Künste stets war und ist.

Öffentlichkeit brauchen auch die Studierenden des neuen, erst 2003 eingeführten Weiterbildungsstudiengangs Kulturjournalismus. Wo, wenn nicht in der Praxis, können die an den Künsten orientierten jungen Autorinnen und Autoren sich erproben, unter Alltagsbedingungen ihr Können, ihr Talent unter Beweis stellen?

Ihnen liegt die dritte Ausgabe der *tt festivalzeitung!* vor. An deren Entstehung sind die Studierenden dieses Studienganges beteiligt. Die Universität der Künste Berlin ist dankbar für die Chance zur Kooperation in diesem Gemeinschaftsprojekt im Sinne journalistischer Nachwuchsförderung: Im wegweisenden Zusammenspiel mit den Berliner Festspielen und der Berliner Zeitung, mit der Kulturstiftung des Bundes und der Allianz Kulturstiftung liegen Chancen

für viele, sich unter realen und den Restriktionen des Alltagsgeschäfts unterliegenden Bedingungen zu bewähren. Drei Wochen lang arbeiten unsere Kulturjournalisten mit ihren Kommilitonen von der Bayerischen Theaterakademie August Everding, von der Universität Hildesheim und ausgesuchten jungen Theaterkritikern aus ganz Deutschland zusammen. Ihre Werkstatt ist die professionell ausgerüstete Redaktionszentrale im Weiterbildungsstudiengang Kulturjournalismus, einen Steinwurf vom Festspielhaus entfernt.

Die Resultate der Reflexionen und Auseinandersetzung einerseits mit außerordentlichem Theater, andererseits mit etablierten Berufskollegen, wirken für alle sicherlich weiter, innerhalb der Hochschulen, aber auch außerhalb.

Dass wir das Interesse unserer Leserschaft in vielerlei Hinsicht wecken können, bleibt allerdings unser größtes Anliegen.

Prof. Martin Rennert

Erster Vizepräsident der Universität der Künste Berlin

Fiese Spielchen

... im „Hotel Paraiso“ – das Schauspiel Hannover beim Theatertreffen. Von Kai Splittgerber

Katharina hat sich selbst verletzt. Mit blutigen Armen kumklammert sie ihren Vater, presst den Kopf auf seine Brust. Vater Günthers Gesicht ist erstarrt. Ein weiteres Mal ist es seiner Tochter gelungen, ihm das Grauen einzutreiben. Mit allen Hotelbewohnern hat Katharina bereits abgerechnet, ihn hebt sie sich als Letzten auf. Das Hotel-Foyer ist bespannt mit grobkörnig großgezogenen Postkartenmotiven in psychedelischem Gelb und Orange. In dieser grellen Idylle will Katharina den Schlussstrich ziehen: ihren Vater so weit treiben, dass er sich von der Klippe stürzt.

„Hotel Paraiso“ aus dem Schauspiel Hannover ist sowohl die kleinste Bühne wie auch die kleinste Inszenierung beim diesjährigen Theatertreffen. Die Regisseurin Barbara Bürk wurde zum ersten Mal eingeladen. In der Theaterszene ist sie eine Außenseiterin. Nur bei zwei Stücken hat sie in den vergangenen drei Jahren Regie geführt: Neil LaButes „Tag der Gnade“ und „Hotel Paraiso“ von Lutz Hübner, beide am Schauspiel Hannover.

Im Stücktext geht es um den Urlaub einer Kleinfamilie im portugiesischen Hotel Paraiso, der für alle Beteiligten zu einer psychischen Höllenfahrt wird. Im Foyer sitzt die Pleite gegangene Casting-Agentin Dana, die sich ihre Midlife-Crisis mit einem Sonnyboy-Surfer versüßt. In dieser Situation zieht Familie Neuwirth ins Hotel Paraiso. Vater Günther (Wolf List), ein gescheiterter Architekt, Mutter Verena (Martina Struppek) und Tochter Katharina (Sonja Beißwenger), die schon bald perfide Psychospielchen treibt.

Stück für Stück bricht das verdorbene Töchterchen die Konstrukte aus verbrauchten Träumen und Lebenslügen nieder und erstickt in der nackten Angst ihrer Opfer die eigene Psychose. Lutz Hübner schneidet in das Geschehen immer wieder Monologe in Form von Tagebucheinträgen, in denen Katharina ihre traumatischen Fantasien auslebt. Dadurch verwischt sich allmählich die Grenze zwischen realem Geschehen und ausgedachtem Horrorszenario.

Lutz Hübner und Barbara Bürk hatten bereits bei dem 2002 uraufgeführten Jugendtheaterstück „winner & loser“ zusammengearbeitet. Als mit „Hotel Paraiso“ eine Auftragsarbeit fürs Schauspiel Hannover entstehen sollte, fanden Autor und Regisseurin schnell wieder zusammen. Ein drittes Projekt soll folgen.

„Barbara Bürk hat die Fähigkeit, Resonanzen hervor-zurufen“, meint Lutz Hübner. „Unser Blick auf die Welt ist derselbe.“ Dass „Hotel Paraiso“ in der jetzigen Form beim Theatertreffen zu sehen ist, liegt daher nicht zuletzt auch an der geglückten Zusammenarbeit. Hübner hatte Bürk eine erste Fassung erstellt, die er nach Rücksprache mit ihr wieder verwarf: „Ich habe versucht, die Wünsche von Barbara Bürk von Anfang an zu berücksichtigen und das Stück zusammen mit ihr zu entwickeln.“



MATTHIAS HORN

Sie macht sie alle fertig: Sonja Beißwenger als Tochter Katharina.

So bekam Bürk einen fast maßgeschneiderten Text für ihre Inszenierung. Sie formte es während der Proben weiter um, setzte bei den Tagebucheinträgen von Tochter Katharina größere Einschnitte: „Da wurde mir zuviel von Katharinas Psyche erklärt. Ich wollte, dass sich das mehr aus der Handlung offenbart.“

Auf der Bühne spricht Sonja Beißwenger die Tagebuchmonologe mit somnambuler Stimme. Frontal steht sie dem Publikum gegenüber, sucht seine Komplizenschaft. Sie treibt die extremen Gefühlsfacetten ihrer Figur bis zur Schmerzgrenze. So ist es schlüssig, wenn sie in der letzten Szene im Schlüpfper auf der Bühne steht und mit geballten Fäusten nach „Liebe“ kreischt.

Die pathetischen Anklänge im Stück hat Barbara Bürk mit viel Mut zur Ironie ausgebaut. Zwischen Komik und Abgrund bewahrt die Inszenierung so nur ein schmaler

Die Termine

Do 12. 5., Fr 13. 5., Sa 21. 5. jeweils um 20 Uhr
Sa 14. 5. um 22 Uhr, Fr 20. 5. um 16 und 21 Uhr
Haus der Berliner Festspiele, Seitenbühne
Fr 13. 5., 22:30 Uhr Publikumsgespräch, Kassenhalle

Grat vor einem überzogenen Klischeepathos. Das wird am deutlichsten in den Situationen, in denen die Figuren mit ihrem misslungenen Leben konfrontiert werden. Sie möchten eigentlich darüber lachen, wenn es dabei nicht zufällig um sie ginge.

Diese konträren Gefühlszustände kann Barbara Bürk dem Publikum erfahrbar machen. Es gelingt, weil sie ein geschlossenes emotionales System zwischen Bühne und Zuschauerraum spannt. So möchte man über die Not der Figuren eigentlich hämisch lachen, wenn sich die gescheiterten Lebensentwürfen nicht exemplarisch auf das eigene Leben übertragen ließen.

Am Ende springt Vater Günther nur in Katharinas Tagebuch-Fantasien von der Klippe. Während Katharina sich seinen Tod ausmalt, läuft auf der Bühne ein Film, in dem er sich nackt und von seiner Frau verlassen auf dem Bett wälzt. Auch Katharina ist weggelaufen, die Polizei sucht die Steilküsten nach ihrem Leichnam ab. Katharina aber hockt in einer Felsspalte, betrachtet das Meer, das gegen die Klippen schlägt – und wartet.

Barbara Bürk, geboren 1965 in Köln, studierte Regie an der Theaterakademie Spielstatt Ulm. Nachdem sie an verschiedenen Filmen an der Filmhochschule in Berlin (DFFB) mitgewirkt hatte, arbeitete sie als Regieassistentin am Deutschen Schauspielhaus Hamburg, unter anderem bei Frank Castorf und Christoph Marthaler. Als erste eigene Inszenierung brachte sie 1998 in Hamburg die deutsche Erstaufführung von „Erklärt Perreira“ nach dem gleichnamigen Roman von Antonio Tabucchi heraus. Es folgten „Disco Pics“ von Enda Walsh am Theaterhaus Stuttgart sowie „Ganze Tage – Ganze Nächte“ von Xavier Durringer am Theater Basel. Zuletzt inszenierte sie Neil LaButes Zweipersonendrama „Tag der Gnade“ am Schauspiel Hannover.

Sechs Personen suchen eine Heimat: Andres Veiel, Barbara Mundel, Dieter Moor, Thea Dorn, Kurt Beck und Jean-Pierre Cornu (von links) vereint um den Vereinswimpel.



PIERO CHIUSI

Wimpel sucht Verein

Wie eine Podiumsrunde über „Heimat in bewegten Zeiten“ diskutiert und dann doch keinen Heimatverein gründet. Ein Sitzungsprotokoll.

Anlass der Sitzung: Gründung eines Vereins „Zur Rettung der Heimat“

Ort: Spiegelbar im Haus der Berliner Festspiele

Datum: 9. Mai 2005

Anwesende: Kurt Beck (Ministerpräsident Rheinland-Pfalz), Thea Dorn (Schriftstellerin), Barbara Mundel (Dramaturgin), Jean-Pierre Cornu (Schauspieler), Andres Veiel (Regisseur), Dieter Moor (Sitzungsleiter).

Anmerkung: Die Sitzung war öffentlich und wurde vom ZDF-Theaterkanal aufgezeichnet.

Top 0: Bestätigung des Protokolls der letzten Sitzung
Entfällt.

Top 1: Begrüßung

Zu Beginn der Sitzung begrüßte Sitzungsleiter Moor die oben genannten Anwesenden wie alle sonstigen Anwesenden. Für das leibliche Wohl wurde trotz Verzögerung des Beginns (aus feuerpolizeilichen Gründen) nicht gesorgt.

Top 2: Diskussion über die Bedeutung des Begriffs Heimat

Sitzungsleiter Moor präsentierte den bereitgestellten Vereinswimpel mit dem Logo „tt 05“ und befragte die Anwesenden nach ihrem Heimatbegriff. Fr. Dorn sagte, es gebe eine innere und eine äußere Heimat. Einerseits fühle sie sich zuhause, wenn sie ihren Laptop aufklappe und dieser „Guten Tag“ sage, andererseits habe sie sich während der Berliner Studienzeit mit anderen gebürtigen Frankfurtern zu Ebbelwoi und Handkäs getroffen. Hr. Veiel steuerte die bemerkenswerte Kombination „Stammheim und Peymann“ bei: Die inhaftierten RAF-Häftlinge seien nur sechs Kilometer Luftlinie von seinem Elternhaus entfernt gewesen, während Claus Peymann am Stuttgarter Theater für Gudrun Ensslins Zahnersatz gesammelt habe. Hr. Beck wusste von einer Heimat in Steinfeld, Rheinland-Pfalz, wo der Westwall direkt durchs Dorf lief. Über die Ambivalenz des Begriffs war somit Einigkeit erzielt.

Top 3: Überlegungen zum Vereinszweck, § 57 Abs. 1 BGB

Bezug nehmend auf Fr. Dorn, die den Heimatbegriff ständig neu erarbeitet wissen wollte, hielt Hr. Veiel genaues Hinsehen und gesellschaftliche Diagnose für unerlässlich. Andernfalls könne der Begriff Heimat instrumentalisiert werden, wenn Menschen als Folge „subjektiv erlebter Demütigung“ die Sehnsucht nach einer „starken Hand“ entwickelten. Das zeige eine aktuelle Umfrage aus Brandenburg. Dem Hinweis auf die dortige hohe Arbeitslosenquote entgegnete er, auch in der Schweiz, wo es nur 3,5 Prozent Arbeitslosigkeit gebe, seien ähnliche Probleme zu beobachten. Stilles Nicken des Schweizer Cornu, nachdenkliches Raunen im Publikum.

Hr. Beck erweiterte die Diskussion um die Problematik der Entwurzelung in neuer Heimat und berichtete von einem Treffen mit Bewohnern einer rheinland-pfälzischen Siedlung russland-deutscher Einwanderer, bei dem ein junger Mensch klagte: „Ich bin von meinen Eltern hierher verschleppt worden.“ Daraus folgte Hr. Beck, dass es noch ein schwieriger Prozess auf dem Weg zur Lösung sämtlicher Integrationsprobleme sei.

Top 4: Bestimmung des Vereinssitzes, § 24 BGB

Aufgrund der deutsch-schweizerischen Zusammenstellung der Sitzung wurden die Unterschiede der möglichen Vereinsarbeit in beiden Ländern besprochen. Hierzu berichtete Hr. Veiel von einem Schweizer, der ihm gesagt habe: „Ich beneide euch Deutsche. Ihr mit Eurer verkorksten Geschichte habt wenigstens tolle Themen fürs Theater.“ Hr. Cornu nickte und fügte hinzu, die Schweiz habe ja auch einige Themen, verdränge diese aber lieber zugunsten eines heilen Heimatbildes. Eine solche Friede-Freude-Eierkuchen-Heimat sei in Deutschland nicht möglich, bekräftigte daraufhin Fr. Dorn.

Top 5: Diskussion der Stellung des Vereins im sonstigen Vereinsleben

Im Verhältnis zu anderen Vereinen – während der Sitzung als „Parallelgesellschaften“ bezeichnet – wurde allgemein für eine große Offenheit plädiert. Zugleich verwies Hr.

Beck auf die Notwendigkeit eines „Wertegerüsts“, das sich über das Grundgesetz definiere. Auch Fr. Dorn sah die Grenzen der Toleranz durch die Verfassung bestimmt. Schließlich sei Deutschland ein Land, das sich einem westlichen Menschenrechtskatalog verschrieben habe. Hr. Veiel plädierte für mehr Neugier. Er selbst habe erst jüngst das erste private Wort mit seinem kurdischen Bäcker gewechselt, bei dem er seit zehn Jahren einkaufe. Fr. Dorn gab mit der Gegenfrage, ob sich der Bäcker denn auch für Hr. Veiel interessiere, zu bedenken, dass dieses Interesse von beiden Seiten ausgehen müsse. Wie dies mit Theater geschehen könne, erklärte Fr. Mundel anhand von „Bunnyhill“ aus ihrem Haus. Hierbei handele es sich um ein gemeinsames Projekt der Kammerspiele und Jugendlichen des Münchner Problemviertels Hasenberg. Anerkennendes Nicken von Cornu.

Top 6: Vereinsgründung, §§ 21, 25 ff. BGB

Sitzungsleiter Moor griff zum tt-05-Wimpel und forderte zur Abstimmung über die Gründung des Vereins „Zur Rettung der Heimat“ auf. Hr. Beck verwies darauf, dass die Anzahl der Anwesenden zur Gründung nicht ausreiche; per Gesetz seien sieben Mitglieder gefordert (§ 56 BGB). Zudem äußerten Hr. Veiel, Hr. Beck und Hr. Cornu wenig Bereitschaft zu einer weiteren Vereinsmitgliedschaft. Hr. Veiel führte an, er sei beim Vogelschutzbund in Stuttgart-Möhringen bereits Schriftführer gewesen und könne dies nicht mehr überbieten. Beck wollte neben seiner Mitgliedschaft beim FSV Mainz 05 nicht noch einem 05-er-Verein beitreten und Hr. Cornu tat kund, nach drei Besuchen von Männerchor und Trachtengruppen genug zu haben. Da sich ferner herausstellte, dass Fr. Mundel erst jüngst einem Kindergartenverein beigetreten war und Fr. Dorn eine Abneigung gegen sog. „Vereinsmeierei“ hegte, wurde auf den Antrag eines erneuten Anlaufs in zahlenmäßig korrekter Besetzung verzichtet.

gez. Die Protokollanten
Michael Brommer, Andreas Jüttner, Katrin Pauly,
Anne Peter, Jenny Schmetz



Die Fernbedienung ... ist eine Fernbedienung ist eine Fernbedienung, und eine Rose kann durchaus auch einmal eine Blume sein. Alles, was ist, ist natürlich immer unendlich viel mehr, als es zu sein scheint. Klar, sonst wären wir ja nur ein Fetzen Haut mit Fleischfüllung und Sprechfunktion. Stattdessen heißen wir Stefan oder Anna, fliegen auf den Mond oder nach Tokyo, essen gerne Spargel und sitzen vor dem Fernseher, die Fernbedienung in den Händen. Man kann ja viel Schlechtes über so eine Fernbedienung sagen – Stichwort: Zankapfel. Und vor allem: Batterien. Aber wenn Sie mich fragen, ist das ganze Getue und Gemeckere haltlos übertrieben, denn so eine Fernbedienung ist doch vor allem eines: angenehm und praktisch. Klar, man kann sich vor dem Leben drücken, indem man eines der Knöpfchen drückt. Aber jetzt mal ehrlich: Was soll daran schlecht sein, oder anders herum gefragt: Ist das Leben tatsächlich so toll, dass man 24 Stunden am Tag, 365 und so weiter aktiv daran teilnehmen müsste? Sicherlich: nein. Und außerdem: So einfach ist dieses tolle Leben selten. Beispielsweise: Man geht in ein Theater, dort drückt jemand auf ein Knöpfchen und das Theater ist ein Film: „Don Carlos“ aus Wien. Und alles nur, weil sich jemand davor gedrückt hat, nach Berlin zu kommen. *Barbara Teichelmann*



BARBARA BRAUN

Nibelungen ohne Nebelkappe

Giselher, Volker und Etzel privat: Ein Streifzug mit Münchner Recken durch die Stadt. Von Vasco Boenisch (Text) und Piero Chiussi (Foto)

Das glaub ich jetzt nicht. Wie bitte? Hab ich das richtig verstanden?“ Paul Herwig beugt sich vor, als habe er sich verhört. „Nur zwei Euro 60? Für'n Wodka Lemon? Das gib't ja nicht! Wissen Sie, was wir dafür bei uns in München zahlen würden? Also, fünf 50 mindestens!“ „Na, Sie könn' ooch det Doppelte zahl'n, wennse woll'n“, entgegnet die Kantinewirtin, während sie ein vereistes Glas aus dem Kühlschrank holt. „Zwei 60! Wahnsinn!“ Paul Herwig kriegt sich nicht mehr ein. „Und 'n Wasser kostet dann wahrscheinlich 50 Cent?“ „Jenau.“ „Wahnsinn!“

Zurück am Tisch wird gleich berichtet: „Christoph, weißt du, was hier 'n Wodka Lemon kostet? Zwei Euro 60! Dafür zahlen wir doch bei uns mindestens fünf 50, oder?“ „Fünf 90“, meint Christoph Luser, nippt kurz an seinem 50-Cent-Wasser, steht dann auf und kommt mit einem eigenen Wodka Lemon zurück. Es ist kurz vor halb elf, hinter beiden liegen sechs Stunden „Nibelungen“ und vor ihnen die letzte Nacht in Berlin.

Sie sind k.o. und aufgekratzt. Jemand bringt zwei graue T-Shirts mit Volksbühnen-Logo. „Hey, wieso kriegst du die“, macht Christoph Luser seinen Kollegen an, „ich will auch eins.“ Doch das zweite Shirt ist für Stefan Merki, der gerade die Treppe runterkommt. „Okay, ich tausche meins gegen dein altes Army-Hemd, du weißt schon“, schlägt Paul Christoph vor. „Vergiss es!“ Sie nehmen noch einen Schluck. Inzwischen ist die Kantine voll, alle sind da, neben Giselher und Volker sitzt König Etzel – Burgunder und Hunnen, friedlich vereint. (1) „Wollt ihr noch was essen?“, ruft die Referentin des Intendanten. „Wir haben ein Restaurant gefunden, das für uns noch was kocht.“

Um zehn nach elf sind die Straßen um den Rosa-Luxemburg-Platz leer. Die Laternen spiegeln sich im nassen Asphalt. Es ist kalt. „Im Unterschied zu München hat Berlin eine große Anonymität. Ich kann mir vorstellen, dass das manchmal ganz angenehm ist“, sagt Christoph Luser, als er durch die Alte Schönhauser geht. Er ist zum zweiten Mal beim Theatertreffen, hat einige Freunde in der Stadt. Das Handy surrt. Eine Privatparty wartet. Muss warten.

Im **Schwarzen Raben** in der Neuen Schönhauser sitzt ganz Worms an einer festlich weißen Tafel. Alle reden wild durcheinander, lästern und lachen, feiern und flirten. (2) „Man müsste sich jetzt runterfallen lassen, auf dem Boden unauffällig rüberkugeln und dann einfach ein paar Flaschen einstecken“, erklärt Recke Christoph den Frauen neben ihm seinen Plan für das meterlange Weinregal. „Würde doch keiner merken. Oder?“ Er grinst sein breites, schmallippig-spitzbübiges Jünglingslächeln und zündet sich eine neue Parisienne an. Statt Wein trinkt er jedoch weiter Wodka, jetzt Tonic. Dazu ein Teller Baby-Kalamare; auch Paul Herwig, die Serviette als Lätzchen im Ausschmitt, bestellt Meeresfrüchte – weit weg das saure Nibe-

lungenkraut. Sind hier alle gute Freunde? „Mei. Wir gehen halt öfter einen saufen.“ Wieder Grinsen.

Die Nacht ist jung, gerade eins. Manche wollen schlafen, Christoph jetzt zu seiner Party. Einer gibt die Losung aus: „In den **Silberfisch**, der hat bis sechs Uhr auf!“ – „Vor drei kann ich eh nie schlafen“, sagt Paul und schnappt sich seine Plastiktüten mit dem griechischen Bergtee drin, Geschenk vom Bruder. Entlang der Oranienburger Straße, auch der Regisseur ist mit dabei. „Die Nuten sehen hier doch alle gleich aus“, attestiert Paul den weiß bestrumpften und bomberbejackten Frauen am Bordstein. Also in die Kellerbar: rotes Licht und kleine Diskokugeln, in die Gipswände sind Fischreliefs gedrückt. Oasis, Beck und Chili Peppers dröhnen aus den Boxen. „Wie Tschechien“, entfährt es Paul. „oder Polen?“ 1,80 Euro für die Cola – „superbillig!“ (3)

Und was machen wahre Nibelungen morgens um zwei? Sie diskutieren über Siegfrieds Schicksal, Kriem-

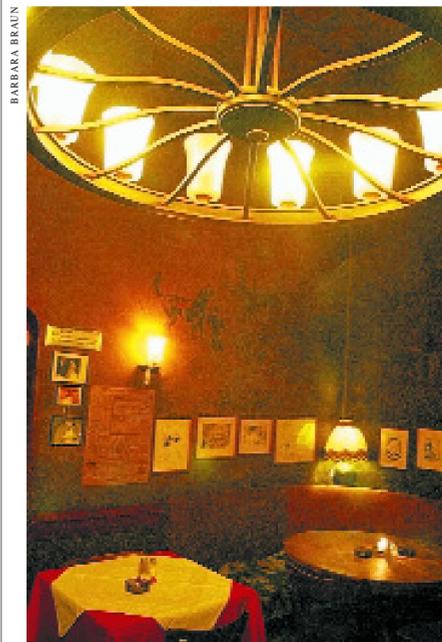
hilds Rache und „die verkackte Nebelkappe“ (Stefan Merki). Paul erinnert sich an einen Satz von Jossi Wieler, dass Lieben bedeutet, sich selbst im anderen zu sehen. „Deshalb funktioniert das ja auch nicht zwischen Brunhild und Siegfried – weil sie ihn nicht sieht und er sich deshalb auch nicht in ihren Augen wieder erkennen kann.“ Der DJ lässt die Beatles singen: *Love, love me do. You know I love you.*

„Das war knapp!“, ruft Paul, als er um halb drei Richtung Alexanderplatz läuft. „Tja“, triumphiert Stefan Merki, „ich weiß, wo die Scheiße liegt; ich weigere mich, da reinzutreten.“ Neun Jahre hat er in Berlin gelebt, Paul Herwig ist sogar hier geboren. Gibt es eine besondere Festivalstimmung? „Na ja, die Buffets sind größer, und man wird besser betreut, aber im Grunde ist es ein Gastspiel wie jedes andere“, sagt er, „von anderen Aufführungen kriegen wir nichts mit. Total gemein.“ „Immerhin“, sagt René Dumont, „hab ich mal in der Volksbühne gespielt, das wollte ich

schon immer. Vielleicht kann ich ja was davon mitnehmen.“

Es ist kurz vor drei, als sie das **Alexander Plaza** erreichen. (4) Der Regen hat wieder begonnen. Feiner, klebriger Nieselregen. Um 7.05 Uhr geht ihr Flieger nach München. Für manche endet das Theatertreffen, bevor es richtig begonnen hat.

Die drei, die trinken: Christoph Luser, Paul Herwig und Stefan Merki. Der, der (links) raucht und (rechts) geht: Christoph Luser. Der, der schaut: Paul Herwig. Locations: Volksbühnen-Kantine, Schwarzer Rabe, Alte Schönhauser Straße und Silberfisch.

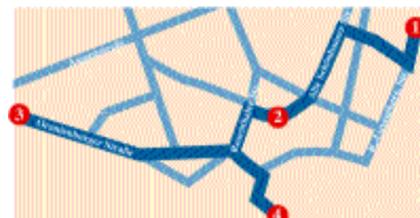


BARBARA BRAUN

Der Diener ist schon so was wie ein Vereinslokal: für Künstler, Journalisten und Boxer, was – wie ja wohl jeder leicht einsehen wird – wesensverwandte Berufe sind. Von außen kann man kaum reingucken, aber ist man erst mal drin, wird man warm und gemütlich empfangen – auch wenn kaum mehr ein Platz frei ist.

Rolf hinter dem Ausschank, Dieter am Mini-Stammtisch und Barbara Kraehkamp haben viel zu erzählen: Der Boxer Franz Diener übernahm in den 50ern die heute 111 Jahre alte Kneipe. Früher gehörte sie zu einem Mietreitstall, „Tattersall“. Franz Diener betrieb nebenan noch eine Fleischerei. Bodenständig ist die Speisekarte immer noch, aber auch Zigarren und Schokolade lassen sich bestellen. Sogar beim Telefonieren kann man hier in Nostalgie schwelgen: In einer beleuchteten Nische mit Spiegel steht ein altes schwarzes Telefon mit Drehwahlscheibe und sieht aus, als hätte es jemand aus einem Schwarz-Weiß-Film geklaut. Hauptattraktion aber sind die Unmengen von Schauspielereinfotos, zum Teil mit Widmungen, ein riesiges Box-Bild von Ole Jensen und Boxer-Karikaturen mit aufgeklebten Schreibmaschinenzellen. Ganz hinten gibt's noch eine „TV-Lounge“, in der einsam der Fernseher läuft: der hellste Raum des Diener, mit Raufasertapete, 50er-Jahre-Lampen, die spontan an Hirschgeweihe erinnern – und einem F.C.-Diener-Wimpel.

Diener, Grolmannstraße 47, 10623 Berlin-Charlottenburg, täglich geöffnet ab 18 Uhr. *Christiane Enkelner*



Werft uns ein Stück Herz auf die Bühne — Gerade haben sie einen der großen deutschen Stückeschreiber zum 200. Mal beerdigt. Der jedenfalls steht so schnell nicht wieder auf. Und weil die anderen großen deutschen Stückeschreiber auch schon alle gestorben sind, und weil das Theater ein schlechtes Gewissen hat, immer nur Stücke von Toten auf die Bühne zu stellen, ist man ständig auf der Suche lebenden Schreibern – und davon gibt es offenbar eine ganze Menge. Immerhin haben sich die Einsendungen, die den Stückemarkt des Berliner Theatertreffens erreichten, im Vergleich zum letzten Jahr beinahe verdoppelt: 551 Texte aus ganz Europa – solch ein Platzregen ist in den 26 Jahren Stückemarkt noch nicht niedergegangen. Viel Arbeit. Viel Arbeit und viel Hoffnung, meint Juror Guntram Brattia. Hoffnung, bei der vielen Arbeit den einen, den

ganz großen Wurf zu entdecken, auf den das Theater und wir so gierig warten: Ein Stück Fleisch, dem Leben aus dem Leib gerissen, roh noch und triefend vor Blut. Ein Stück Text, das zappelt auf der Bühne. Ein Stück Theater, an dem die einen ihren Hunger stillen und die anderen mit Ekel sich abwenden. Mindestens eine Revolution. Drunter geben wir uns nicht mehr her. Aber können wir diese Sehnsucht, die das Theater in uns zu wecken und zu schüren im Stande ist, jemals einlösen? Und was, wenn diese Sehnsucht in uns nicht mehr ist, als ein selbstgefällig exklusives Onanieren im Geiste? Wo sind die Texte, denen es ernst ist, die das Theater und also uns fordern? Sieben Texte von lebenden Stückeschreibern haben die fünf Juroren in mühsamer Lesearbeit auserwählt. Sieben Mal Theater. Sieben Mal ist mal wieder alles möglich. *Barbara Teichelmann*

Grelles Gegengift

Multi-Kulti und Musikbusiness: Der Nachwuchs-Autor Nicolai Borger im Gespräch mit Christiane Enkler

Nicolai Borger gehört zu den sechs Autoren, deren Texte auf dem Stückemarkt des Theatertreffens präsentiert werden. Sein Stücktitel „Plastik“ steht, wie er sagt, für „falsche Wärme“ und die „Welt des falschen Scheins“, in der sich die korrupten Figuren mit kalter Leidenschaft bewegen – und die Verführbaren schnell abgekühlt werden. In der Kreuzberger Markthalle sprach er über sein Stück.

In „Plastik“ geht es um den knallharten Musikmarkt: Stars werden aufgebaut – und demontiert. Nun stellen Sie sich selbst dem Markt. Sind Sie jetzt ein wichtiger Autor?

Ich hoffe, dass das Stück wichtig ist. Es ist richtig, dass es meine Situation ein bisschen spiegelt: Es geht auch um Verkaufen und Nach-oben-Kommen. Bisher habe ich am Schauspiel Neukölln als Hausautor gearbeitet, da war der Marktaspekt nicht so wichtig. Das ist auch für mich etwas Neues, aber ich habe mich entschieden, die Chance zu nutzen, meine Position vor einem großen Publikum zeigen zu können.

Wie sieht diese Position aus?

Zuerst geht es um einen bestimmten Begriff von Moral: Wie sollte man mit Menschen umgehen, wie nicht, womit macht man sich auf Dauer kaputt? Eine andere Ebene ist die multikulturelle Gesellschaft: Es gibt im Moment in den Medien einen Konsens, Multi-Kulti sei gescheitert. Aber was bedeutet das? Was sind das für Mechanismen, hier, in Europa, die dazu führen, dass die Leute kein Zusammengehörigkeitsgefühl mehr haben? Natürlich sind das Gangster und Plattenproduzenten im Stück, aber gezeigt werden damit in verdichteter Weise die Menschen, die die Gesellschaft bilden. Es ist natürlich auch ein Stück über die Welt des Musikbusiness: Da werden die Leute momentan aufgebaut, ausgequetscht und weggeschmissen. Ich kenne selbst die Musikszene und war einmal kurz davor, eine HipHop-Platte aufzunehmen.

Es gibt also in dem Stück zwei Ebenen von Kultur: die Subkultur, Medien und Musikbranche, und dann die Multi-Kulti-Gesellschaft. Wieso verlegen Sie das in eine Phantasie-Stadt, nach „Apokanata“?

Das funktioniert so ein bisschen wie der Verfremdungseffekt bei Brecht: Wenn ich die Handlung nach „Apokanata“ verlege, ist leichter zu verstehen, dass es nicht um einen Ort geht, sondern um die Menschen. „Apokanata“ kann jede Stadt überall in Deutschland sein: München, Köln, Frankfurt ... Das sind generelle Mechanismen, auch weil ich immer mehr finde, dass austauschbar ist, wo man lebt.

„Plastik“ gehört zu dem Stückezyklus „Global Ghetto“. Ist die Definition von „Global Ghetto“ die Austauschbarkeit von verschiedenen Städten?

Ich denke schon. Ich glaube, es ist ein Gefühl, das man im Moment überall auf der Welt haben kann: das Gefühl von Ausgeschlossen-Sein, von Einsamkeit, dass praktisch jeder Mensch seine eigene Parallelgesellschaft ist. Das ist ein ganzes neues Grundgefühl: global und austauschbar. Kein gutes Gefühl.

Was heißt das? Dass man überall oder nirgendwo beheimatet ist?

Nirgendwo.



Man muss an die Gesellschaft glauben. Man kann künstlerisch nicht sagen: Mir geht's nur um mich.

Das klingt aber ...

... traurig.

... oder resignativ.

Aber „Nirgendwo“ heißt auch, die Figuren fühlen sich nicht in Beziehungen, Projekten, Ideen beheimatet, die sind völlig heimatlos. „Ghetto“, das sind nicht nur die Armen, das umfasst alle kulturellen und materiellen Schichten.

Und welcher Schicht fühlen Sie sich zugehörig?

Ich bin ein Wanderer zwischen den Welten. Auf Neukölln wird mit dem Finger gezeigt. Man muss gerade da Theater machen, weil Theater und Demokratie zusammengehören. Der Ausländeranteil ist riesig, wie ich das auch in Frankfurt erlebt habe: Dem muss man sich stellen. Es gibt nicht so viele Stücke, in denen der Großteil der Personen nicht deutsch ist.

Erreichen Sie das Publikum, das als Figuren in Ihren Stücken vorkommt?

Die Kulturschaffenden, die in „Plastik“ auftreten, als Plattenproduzent, als Fernsehchefin – die kommen und erkennen sich auch wieder. Andere kommen nicht. Denen müsste ich einen Folklore-Abend bieten. Die gehen nicht ins Theater, wenn ich ihre Lebenssituation hinterfrage.

Was ich an den Menschen sehe, versuche ich, in eine Form zu pressen, die in die jetzige laute Zeit passt. Das ist auch ein Gegengift: Es sind grelle Figuren, die einer grellen Wirklichkeit standhalten müssen.

... und zeitweise in Versen sprechen.

Die Verse sind die Sprache der Figuren, die sich in Tränen flüchten. Es sprechen ja nicht alle in Versen. Sonst wär's wirklich wie bei Shakespeare: Der hohe Stand spricht in Versen, der niedrige Stand nicht: Es geht um die Geisteshaltung von Teilen des Personals, es gibt ja heute auch Standesunterschiede.

Man merkt deutlich, dass Sie Vorbilder haben: Bei den Versen kann man an Shakespeare, bei der Form der Auf- und Abgänge an Molière denken.

Das sind Vorbilder, ja. Die Dialoge sind auch sehr filmisch – ich möchte ganz verschiedene Fäden zusammenbekommen. Als Künstler treffe ich Entscheidungen in Bezug auf die Form, gleichzeitig möchte ich nicht die Augen schließen vor der Gesellschaft. Man muss an die Gesellschaft glauben. Man kann künstlerisch nicht sagen: Mir geht's nur um mich.

Aber das Stück endet negativ, die Figuren sind nirgendwo beheimatet. – Wie wollen Sie damit die Botschaft vermitteln, an die Gesellschaft zu glauben?

Man kann ein Stück doch nicht sehen und sagen: Ja, es ist toll, ein Sadist zu sein. Ende und Darstellung der Figuren sind didaktisch gemeint. Ich finde, dass die Welt sich mehr über Werte definieren sollte, Werte im Sinne von Liebe, Gerechtigkeit, Kommunikation; dazu gehört auch das Einstehen für solche Werte.

Nicolai Borger (Jahrgang 1974) arbeitet als Schauspieler und Hausautor am Schauspiel Neukölln in Berlin. Er studierte Schauspiel in Berlin und war in Genf, Paris und Hamburg engagiert. Regie hat er auch geführt: bei freien Theater- und Kurzfilmproduktionen.

Do 12. 5.: Haus der Berliner Festspiele:

17 Uhr Stückemarkt-Autorentisch I

19.30 Uhr Stückemarkt II:

Juliane Kann: „Blutiges Heimat“

Nicolai Borger: „Plastik“

www.stueckemarkt.de

Fernsehen in der Kassenhalle — Die Halle des Festspielhauses ist dunkel. Drei lange Stuhlreihen, silbrige Sitzbälle, niedrige Bänke: voll besetzt. Zwei schwache, rötlichgelbe Spots bescheinen eine Dame mit Brille und Schal. Daneben ein dürrer Kaktus, der eine Sitzgruppe dekoriert. Man ist gekommen, um Theater zu gucken. Auf dem Programm steht Andrea Breths Inszenierung von Schillers „Don Carlos“. Die ist in Berlin nicht live zu sehen. An diesem Abend läuft die Fernsehfassung. Wolfgang Bergmann, Leiter des ZDF-Theaterkanals, hat auf der Pressekonferenz zum Theatertreffen einen Witz gemacht: Sein Sender habe Breths Absage in die Wege geleitet, damit mehr Leute das Stück in der TV-Ausstrahlung anschauen. An diesem Abend begrüßt Bergmann das Publikum zu der – kleiner Scherz – „ausgefallenen Aufführung“ und weist darauf hin, dass Theater im Fernsehen eine tolle Sache sei. Im Falle dieses Stücks noch einmal am 14. Mai um 20.15 Uhr auf 3sat.

Dafür gibt's Applaus. Dann drückt der langhaarige Techniker hinter dem Mischpult auf die Play-Taste. Der Film fängt an. Auf der Leinwand ein dunkler Himmel; es grummelt und dröhnt, Blitze zucken durch das Wolkengebirge. Ein Schriftzug erscheint: „Burgtheater Wien“. Und dann, in roten Lettern: „DON CARLOS, Infant von Spanien“.

Danach ist Schluss mit lustig. Von Anfang an fesselt diese karge, strenge Inszenierung. Der königliche Garten in Aranjuez ist eine leere, braune, ne-

onbestrahlte Bühnenwüste. Im Hofsaal stehen 15 weiße Ledersessel, alle auf einen Fernsehbildschirm ausgerichtet, auf dem die immergleiche Sequenz flimmert: ein wilder Wellenstrand, ein bisschen Himmel, Gischt. In der Kassenhalle ist es still, selten wird geflüstert, niemand hat Chips mitgebracht. Über dreieinhalb Stunden plus Pause schlagen System und Mensch, Institution und Individuum aneinander. Die TV-Regie von Peter Schönhofer hilft, den Widerstreit von Glaube, Liebe, Macht und Korruption zu durchschauen, deutet die Intrigen durch Zoom und Close-Up, führt dem Publikum das Opernglas.

Einige Bilder bleiben. Der große Mund der unglücklichen Königin beim Austernschlürfen. Das Klappmesser in Philipps Händen, wie es tief in die Orangenschale ritzt, während Posa von der Freiheit schwärmt. Die tückischen Augenbrauen des Beichtvaters Domingo. Die Kamera in der Hand des Grafen Lerma, mit der er vermeintliche Beweisfotos für den Verrat Posas am Infanten Carlos schießt. Und schließlich, als die Macht über die Menschlichkeit gesiegt hat, die dünne Theaterhaut über der Glatze des Großinquisitors. Das Imperium schlägt zurück.

Als der Techniker Stop drückt, ist es kurz nach Mitternacht. Das Licht geht nicht an, der dürre Kaktus reckt die stacheligen Arme in das rötlichgelbe Licht. Der Garten von Aranjuez. Die Dame rückt ihre Brille zurecht.

Jan Oberländer

am rande

tt festivalzeitung!
ausgabe drei seite 7



Die Ausgeschlossenen

Was die Berliner nicht sehen sollten, aber doch gezeigt bekommen: „Die Dresdner Weber“ gastieren während des Theatertreffens im Berliner Ensemble. Von Christian Rakow und Robert Schröpfer

Wäre es nach den Zensoren gegangen, hätte Berlin „Die Weber“ nicht gesehen. Der Aufstand auf der Bühne könnte ins Publikum überschwappen, fürchtete die Polizei 1892 und erließ ein Aufführungsverbot. Doch Hauptmann kam die rettende Idee: Eintrittspreise von 1,50 Mark könne kein Proletarier bezahlen, argumentierte er und erhielt die gerichtliche Freigabe für die Uraufführung am Deutschen Theater.

2005 stehen wieder aufständische Weber vor den Toren Berlins. Sie kommen aus Dresden, inszeniert von Volker Lösch. Ein monatelanger Rechtsstreit und erbitterte Feuilletondebatten ließen die Aufführung zum Skandalerfolg avancieren. Trotz langer Diskussion konnte sich die Jury des Theatertreffens nicht entschließen, die Aufführung ihrem Berliner Publikum zuzumuten. Diesmal kommt Rettung vom Berliner Ensemble: Claus Peymann lädt die Produktion zum Gastspiel am letzten Festspielwochenende ein.

Warum eigentlich?

Einen „Bericht zur Lage der Nation“ verspricht der

Dresdner Produktionsdramaturg Stefan Schnabel, der „die Ausgeschlossenen der Gesellschaft auf die Bühne bringt“. Ein „Chor der Arbeitslosen“ schmäht Politiker und wünscht Sabine Christiansen den Tod. Dazu gibt's Suff, Protest, Freiheitswünsche und die Zerstörung eines goldenen Autos zu sehen. Doch der Abend hat mehr zu bieten, als in der Diskussion hochkochte. Präzise und energiegelich zeichnet er entlang des Hauptmann-Dramas die Eskalation von Gewalt als gruppenspezifischen Prozess nach. Mit 33 Dresdner Laiendarstellern platziert sich die Inszenierung provokant zwischen Bühnenfiktion und Wirklichkeit.

Die Jury-Mehrheit aber wollte darin nur das „schlichte Gefühl einer Opfergesellschaft“ erkennen und befürchtete: „In Berlin käme eine Schicht kitschiger Sozialalotstalgie und ein guter Schuss romantischer Kulturimperialismus hinzu.“ Der Exotenschuppen Ost – in der Hauptstadt bloß ein Wohlfühl-Hobbykeller?

Das muss man nicht so sehen. Jurorin Barbara Burkhardt erläutert ihr Minderheitenvotum: In Dresden funkti-

oniere die Bühne als „Sprachrohr für die Leute, die unten sitzen“. Selbst wenn sich die besondere, ortsgebundene „Chemie zwischen Bühne und Publikum“ in Berlin nicht herstellen ließe, hätten die „Weber“ beim Theatertreffen eine Diskussion anregen können. Die Inszenierung sei „nicht in erster Linie ästhetisch gedacht“ und hätte

Die Jury hat die Chance vertan, beim Theatertreffen eine politische Diskussion anzustoßen.

dadurch „die Kriterien, nach denen die anderen Arbeiten eingeladen wurden, aufgesprengt“. Jenseits des Metatheaters zeigten die „Weber“ eine beängstigende „Eins-zu-Eins-Abbildung von Themen des Zeitgeschehens“ im Theater.

In der Tat vergab sich das Theatertreffen die Chance, politische Potenziale – auch Gefahrenpotenziale – in der Gesellschaft abseits der Tagesdebatten anzustoßen. Dass damit auch die Diskussion um „Die Dresdner Weber“ komplexer geworden wäre, versteht sich fast schon von selbst. „Diesen Scheinwerfer hätte das Theatertreffen wirkungsvoll einsetzen können“, sagt Barbara Burkhardt.

Stattdessen wird er nun im BE angeschaltet. Aus „Solidarität mit einem Theater, das sich nicht unterkriegen lässt und natürlich auch aus Interesse am Thema“, wurde das Gastspiel zwar schon vor der Jury-Entscheidung vereinbart, erklärt BE-Direktionsmitglied Hermann Beil. Doch dass es auch als Gegenentwurf verstanden werden kann, deutet bereits der durchgestrichene Theatertreffen-Wimpel im Monatsleporello an. „In einer Zeit, wo Theater oft feingeistig nur die zwischenmenschlichen Neurosen behandelt, ist diese Inszenierung auffällig.“ Beil glaubt nicht, dass „Die Dresdner Weber“ als Provinzposse belächelt werden. Gewalttätigkeit sei ein allgemeines Problem in Deutschland. „Bei der Fußball-WM 2006 wird man erkennen, dass Hooligans weite Wege zurücklegen, um Randalen anzufachen.“

Für das Haus müssen am 21. und 22. Mai indes keine Tumulte befürchtet werden. Schließlich sind die Karten bereits ausverkauft – vor allem an die „neue Klientel des BE“, wie Stefan Schnabel, früher selbst Dramaturg am BE, auf das vermutlich bürgerliche Publikum anspielt. Er freut sich auf die Diskussion an einem Ort, der „vor Peymann ein politisches Theater gewesen ist“. Das politische Potenzial bringen die Dresdner jedenfalls mit.



HL BÖHME/STAATSSCHAUSPIEL DRESDEN

33 von fünf Millionen: Ein Chor der Arbeitslosen bewegt sich in der Dresdner Inszenierung provokant zwischen Bühnenfiktion und Wirklichkeit.

Andreas Wilink
tt-Jurymitglied



BERLINER FESTSPIELE

1. Was befähigt Sie, beim Berliner Theatertreffen in der Jury zu sitzen?

Langes Leiden.

2. Wie unterscheiden Sie gutes von schlechtem Theater?

Zuerst mit dem Hinterteil, dann mit den höheren Regionen.

3. Und wie wird man Sieger im Wettbewerb?

Wer spricht von Siegen? Überstehen ist alles.

4. Über was haben Sie sich im Theater zuletzt besonders gefreut, über was geärgert?

Über das Theater des Jürgen Gosch. Über das Finale des Bochumer Intendanten Matthias Hartmann.

5. Welches Theatererlebnis hat Sie am meisten geprägt?

Einar Schleef.

6. Heimat im Theater, gibt es das?

Die Kantine, wenn man mich als Kritiker denn reinlässt. Und das gelegentlich nicht nur rein geistige Gefühl des Sich-Verliebens in den einen oder die andere der Gattung Schauspieler.

7. Was bedeutet für Sie Heimat?

Heimat liegt im Wiedererkennen.

Weiterlesen?

www.festivalzeitung.de

Wer A sagt, muss auch B sagen.

Darum: Andere Blickwinkel.

Ausführlichere Berichte.

Aktuellere Beobachtungen.

Alle Autoren in der Online-

Ausgabe der *tt festivalzeitung!*

Die nächste gedruckte Ausgabe

erscheint am 14. Mai

Für immer und dich

**Echt und schön und Liebe:
Jan Plewka singt Rio Reiser. Von Jan Oberländer**

In einem Videoclip der Band Selig, der im Musikfernsehen lief, als es noch keine Klingeltonwerbung gab, sitzt Sänger Jan Plewka mit Pilotenhaube im Cockpit eines Jagdfliegers und dreht Loopings. Schon damals war ihm seine Verehrung für den Ton-Steine-Scherben-Frontmann Rio Reiser anzuhören.

Selig haben sich längst aufgelöst, Plewkas Liebe zu Rio aber hat überdauert. Nun hat er auf der Seitenbühne des Berliner Festspielhauses, und unterstützt von der „Schwarz-Roten Heilsarmee“, Lieder des 1996 gestorbenen Reiser gesungen. Und er hat das so wunderbar gemacht, so zärtlich und ehrlich und fröhlich und herzlich, mit Stulpenstiefeln und Schlabberhemd, mit verschwitztem Brusthaar und zauseliger Mähne, dass man ihn nach dem Konzert hätte umarmen mögen. Und nicht nur ihn. Auch die Band, Hauscombo des veranstaltenden Hamburger Schauspielhauses, war mit offensichtlich größtem Spaß bei der Sache. Deren lippenleckender Spieleifer, ihr glückliches Grinsen und nicht zuletzt der Sound ließen keinen Zweifel: Das war kein bloßer Scherben-Coverabend. Das war Liebe.

Zudem war es kurzweilig choreografiert: Karnevalesk, wie die Band mit „Der Turm stürzt ein“ durchs Publikum zog, oder wie die Musiker die Flensflaschen ploppen ließen, während Plewka alleine mit Akkordeon auf dem roten Sofa saß und Seemannslieder johlte. Zuvor war er auf der Videoleinwand zu sehen gewesen, in einer Auf-

Nibelungen-Night-Fever

Eigentlich hatte ich über die „Nibelungen“ schreiben wollen. Dann bin ich aber schon in der zweiten Pause gegangen. Da habe ich endgültig beschlossen: Ich bin krank. Ich gehöre ins Bett. Kurz vor dieser Pause hängt Rüdeggers Tochter in dem Kreuz-Loch im Bühnenbild und schreit immer wieder irgendwas. „Was ruft sie da: ‚Nacht‘ oder ‚Macht‘?“ – „Gott!“ ruft sie“, sagen die anderen. Also bin ich lieber gegangen – und habe keine Kritik geschrieben. In der Pause sitze ich noch dumpf neben den angeregtesten Diskussionen und versuche, meine Gedanken zu sortieren. Ute, das ist doch diese leicht debile, gluckenhafte Mutter aus den Arzt-Dorf-Pfarrer-Heimatfilmen im Vorabend-Abend-Programm, bei denen der Vorspann immer aus geschwungenen Schrifttypen besteht: immer besorgt um Föhnfrisur und Konversationskörperhaltung im Wartezimmer oder Kaffeekränzchen. Sowas trifft man auch oft im Foyer.

Und hat mir so ein Gunther nicht nach der Eröffnung des Festivals den Weg auf der Treppe versperrt, mit aller werbenden Hartnä-



BARBARA BRAUN

Mindestens schon Vize-König: Jan Plewka

zeichnung allerdings, wie er über Treppen und durch Flure jagt, durch eine Menschenmenge stiebt – „Hallo, hallo, ist dort die Irrenanstalt?“. Wirklich irre dann der Überraschungsauftritt, den die „Othello“-Truppe samt Intendant mit ihrer Adaptation des Musicals „Hair“ hinlegte: Alles sang aus voller Brust, die Tabakjoints rauchten, die Perücken flogen – eine grandiose Party.

Am beeindruckendsten aber blieb Plewkas „Für immer und Dich“ („Ich sing für Dich, ich schrei für Dich / ich brenne und ich schnei für Dich / Vergesse mich, erinner mich / für Dich und immer für Dich“), als er, mitten im Lied, ins Italienische wechselte, „Io canto per te“, sich neben seine Freundin ins Publikum setzte und dort das Lied zu Ende sang, das war nicht schmalzig und nicht peinlich und nicht gähnromantisch. Das war echt und schön und Liebe.

An Reisers Traum von einer neuen Welt, in der niemand Macht hat und alles allen gehört, mag man heute vielleicht nicht mehr so recht glauben, auch wenn Plewka Rios revolutionäre Songs überzeugend singen kann: „Mach eine Faust aus deiner Hand!“ Da wippt man mit. Die Liebeslieder aber, die lässt Plewka leben, die werden an diesem Abend wahr und gültig. Da erreicht er sein Vorbild, mit dem Herz auf der Zunge. Wer’s glaubt, hört Selig.

ckigkeit? Solche Gunthers gibt’s tatsächlich. Hektische Mannskinder, die ängstlich bemerken, wie ihnen Zeit und Macht durch die Finger rinnen, die im Hase-und-Igel-Spiel immer der Hase sind, denen man nur als Igel begegnen kann. Das denke ich am nächsten Morgen, inzwischen schon am Frühstückstisch im Hotel. „Tja, ich geh’ dann noch mal Nachschub holen“, spiele ich Ute, stehe auf und gehe zum Buffet. Mit uns sitzen viele alte Menschen beim Frühstück, mit Veteranen-Schildern am Revers, wahrscheinlich Russen. Auf dem Rückweg stutze ich. Von allen Gästen verlassen stehen auf einem Tisch drei bis vier Schüsseln Cornflakes, mit Löffeln, aber ohne Milch. „Na, wie wär’s denn mal mit Milch“, denke ich. Und erinnere mich daran, dass ich so eine Szene am Abend vorher gesehen habe: Brunhilde findet die Cornflakes zu trocken, Kriemhild rät zu Milch, Brunhilde kippt die Milch in den Pappkarton. Eine Ur-Szene: Trockene Cornflakes müssen das Hindernis sein in der Völkerverständigung. Und Kriegenburg hat das GESEHEN! Aber vielleicht habe ich auch einfach immer noch Fieber.

Christiane Enkeler

Impressum

tt festivalzeitung!

das blatt zum theatertreffen, ausgabe drei, 12. Mai 2005

Ein Projekt zur Förderung des Kulturjournalismus der Berliner Festspiele in Kooperation mit der Berliner Zeitung und der Universität der Künste Berlin, im Rahmen des Theatertreffens vom 6. bis 22. Mai 2005. Schirmherr: Prof. Manfred Eichel

Berliner Verlag GmbH & Co KG
Berliner Zeitung, Karl-Liebknecht-Str. 29, 10178 Berlin

Herausgeber

Berliner Festspiele
ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH, Schaperstraße 24, 10719 Berlin
Intendant: Prof. Dr. Joachim Sartorius
Kfm. Geschäftsführung: Dr. Thomas Köstlin
Uwe Gössel (Projektleitung), Silke Bittkow (Assistenz)

Universität der Künste Berlin
Weiterbildungsstudiengang Kulturjournalismus
Verena Tafel (Geschäftsführung)
10719 Berlin

Redaktionsleitung

Torsten Harmsen (ViSdP)
Layout: Stephan Lammel

Technische Betreuung

Ronald Bengelsdorf

Mentor dieser Ausgabe

Dirk Pilz (Berlin)

Redaktionsteam

Vasco Boenisch (München), Michael Brommer (Rosenheim), Christiane Enkeler (Köln), Andreas Jüttner (Karlsruhe), Klaus Christian Lüber (Berlin), Jan Oberländer (Berlin), Katrin Pauly (Berlin), Anne Peter (Berlin), Katja Petrovic (Berlin), Dirk Plamböck (Berlin), Christian Rakow (Berlin), Jenny Schmetz (Aachen), Robert Schröpfer (Leipzig), Willibald Spatz (München), Kai Splittgerber (Hildesheim), Barbara Teichelmann (München), Ulrike Wendt (Berlin)
Fotos: Barbara Braun (Berlin), Piero Chiussi (Berlin)

Redaktionsadresse

Universität der Künste Berlin, Bundesallee 1–12, 10719 Berlin
Telefon: 030-3185-2084, Fax: 030-3185-2964
E-Mail: festivalzeitung@udk-berlin.de, Internet: www.festivalzeitung.de

Gefördert durch

Kulturstiftung des Bundes, 06110 Halle an der Saale

Unterstützt durch

Allianz Kulturstiftung

Belichtung und Druck

G+J Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin

Dank an

Matthias Horn (Fotos: Paraiso), Iris Laufenberg (Leiterin Theatertreffen)
Friederike Tappe-Hornbostel (Kulturstiftung des Bundes)
Michael M. Thoss (Allianz Kulturstiftung)
Kai Festersen, Christiane Kühn, Dirk Pilz, Prof. Dr. Stephan Porombka und Prof. Dr. C. Bernd Sucher (Mentoren)
und das Team der Berliner Festspiele

Berliner Zeitung

Berliner Festspiele

Universität der Künste Berlin

Allianz
Kulturstiftung

KULTURSTIFTUNG
DES
BUNDES

KBE
Kulturveranstaltungen
des Bundes
in Berlin GmbH